

## Jerusalem im Schwarzwald Zur Geschichte der Pfarrei St. Urban in Schonach

Von Emil Spath

Menschen des Mittelalters hätten eine solche Überschrift gewiss als symbolisch angesehen, nicht – wie wir Heutigen leicht – als Gag, der Aufmerksamkeit erregen soll. Sonst nichts.

Es gibt aus jener Zeit bis in die Gegenwart weiterwirkende, doch meist kaum noch verstandene Zeugnisse, dass viele Generationen einst bleibend verbunden sein wollten mit zeitlich und räumlich fernen Ursprungsgegebenheiten des Glaubens – eben dort, wo sie lebten: in ihrer Heimat.

Viele große Kirchen des Mittelalters sind genau so breit, wie der Tempel in Jerusalem war: zwanzig Ellen. Lasen doch jene gläubigen Kirchenerbauer in der Heiligen Schrift (1 Kön 6,2): „Das Haus, das König Salomo für den Herrn baute, war sechzig Ellen lang, zwanzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch.“

Das Konstanzer Münster hat einen Chor und ein Mittelschiff von zwanzig hebräischen Ellen Breite, gleich etwa 9 m. Dieser nach 1052 begonnene romanische Bau war die Bischofskirche des Bistums Konstanz, das vom St. Gotthard bis ins Murg- und Remstal sich erstreckt hat und 1821 – nach zwölfhundertjährigem Bestehen – mit der Errichtung des Erzbistums Freiburg aufgehoben worden ist.

Das Villingener Münster, nach 1220 angefangen, ist ebenso im Chor und Mittelschiff zwanzig – kleinere – Ellen breit.

Das Münster zu Freiburg, das der Zähringer Herzog Bertold V. nach 1200 als seine Grablege begonnen hat, ist im Chor und Mittelschiff zwanzig Ellen breit.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Während einer hebräischen Elle knapp 45 cm entsprechen, ist beim Bau des Freiburger Münsters ein außergewöhnlich großes Ellen-Maß verwendet worden: 1 Elle = 54 cm. Der auftrag- und geldgebende Herzog Bertold V. war auch die maßgebende Person. Er aber war offensichtlich von riesenhafter Gestalt; an seiner Sandsteinskulptur, die lange auf seinem Grab im Münster lag und heute im südlichen Seitenschiff aufgestellt ist, misst die Elle (vom Ellbogen bis zur längsten Fingerspitze – in der Ritterrüstung) über 60 cm. Auch in anderen Kirchen aus jener Zeit, die von einer Persönlichkeit gestiftet worden sind, wechselt das Ellenmaß; die in der Mitte des 13. Jahrhunderts gebaute Kirche des Dominikanerinnenklosters Unterlinden in Colmar – heute Teil des Unterlinden Museums – ist ebenfalls zwanzig Ellen = 8,5 m breit; die maßgebende Stifterpersönlichkeit war eine Frau, Agnes von Mittelheim. So ist die übergroße Chor- und Mittelschiffbreite des Freiburger Münsters zu erklären: 10,8 m = zwanzig Ellen.

Übereinstimmend nannten die Liturgiker des Mittelalters als Grund-Satz für den Kirchenbau: „Vom Zelt und vom Tempel hat unsere materiale Kirche die Form übernommen“.<sup>2</sup> Gemeint ist jenes Heilige Offenbarungszelt, das auf der vierzig Jahre währenden Wüstenwanderung des alttestamentlichen Gottesvolkes Israel mitgeführt worden war, und der von König Salomo († 926 v. Chr.) in Jerusalem erbaute Tempel.

Der entscheidende Grund, warum christliche Gotteshäuser jenem „Haus des Herrn“ in Jerusalem nachgebaut sind: Gott selbst hat – nach Exodus 26 – aufs genaueste den Bauplan seines Hauses angeordnet, wo er in seiner Herrlichkeit inmitten seines vorauserwählten Volkes sich niederlassen wollte. Seitdem aber der vorbereitende Alte Bund in den ewig währenden Neuen Bund übergeführt ist und Gott inmitten aller Völker angebetet werden will „im Geist und in der Wahrheit“ (Joh 4,23), werden allüberall christliche Gotteshäuser, der Länge und Höhe nach jene alten Tempelmaße vervollkommend, dermaßen gebaut, damit die ganze Kirche „aus lebendigen Steinen“ (1 Petr 2,5) am jeweiligen Ort innerhalb der Kirche aus Stein versammelt werden kann vom Herrn.<sup>3</sup> So ist, zum Beispiel, das Freiburger Münster 210 (3x7x10) Ellen lang und 50 (5x10) Ellen hoch. Damit immer sichtbar ist, dass der Neue und Ewige Bund mit dem Alten Bund eine bleibende Verbindung hat, sind Kirchen so breit, wie der Tempel war: 20 Ellen. Schon in solchem Sinn ist Jerusalem vielerorts.

Jerusalem als alte Mitte des von Gott Israel verheißenen-gegebenen Landes, entscheidend mehr noch: als heiligster Ort, an dem zum Heil der ganzen Welt Jesus Christus gewirkt hat, gekreuzigt worden, auferstanden und in den Himmel aufgefahren ist, gilt von urchristlicher Zeit an als *der* Pilgerort der Christenheit. Auch der heilige Bischof Konrad von Konstanz († 975) hat dreimal die selige Mühsal auf sich genommen, nach Jerusalem im Heiligen Land zu pilgern. Und für alle ihm anvertrauten Gläubigen hat er, von den fernen heiligsten Stätten in sein Bistum heimgekehrt, in einer eigens dafür an den Chor der alten Bischofskirche angebauten Kapelle – die Mauritiusrotunde – das Heilige

A 1 Grab Christi nachbilden lassen.<sup>4</sup> Damit allen in der Heimat, die nicht zur weit im Osten liegenden heiligsten Stadt pilgern konnten, Jerusalem immer gegenwärtig sei; zumal damals die grundlegenden Geschehnisse des Christus-

<sup>2</sup> „Ab utroque, scil. a tabernaculo et a templo, nostra materialis ecclesia formam sumpsit.“ Zitiert in: Joseph Sauer, Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters. Freiburg 1902, Seite 107, Anmerkung 2.

<sup>3</sup> Im Alten Bund durften nur Priester den Tempel betreten, die anderen Mitglieder des alten Gottesvolkes mussten im Vorhof der Männer und in dem der Frauen verharren – gottesfürchtige Nicht-Israelliten waren nur bis zum noch entfernter liegenden Vorhof der Heiden zugelassen.

<sup>4</sup> Als Bischof Konrad 975 gestorben war, wurde er – wie er es im Leben gewünscht hatte – neben seiner „Heiliggrabkirche“ bestattet. Conrad Gröber, Das Konstanzer Münster. Konstanz 1948, Seite 5–7.

Mysteriums schon fast tausend Jahre entfernt waren. Jerusalem in Konstanz: für Glaubende ein kostbares Denkmal des allezeit und für jeden heilsbedeutsamen Erlösungsgeschehens.<sup>5</sup>

Zur Zeit, als Bischof Konrad in Konstanz das „Heilige Grab“ hat errichten lassen, waren in seinem Bistum weite Gebiete des Hochschwarzwaldes noch unbesiedelte Wildnis. Erst nach der Gründung der Benediktinerabtei „Sankt Georgen“ im Jahr 1085 – hoch auf der Rhein-Donau-Wasserscheide – wurde damit begonnen, Urwälder in nahegelegenen Hochtälern zu roden und bewohnbar zu machen. Mit ersten Viehbauernhöfen errichtete man nach 1100 – wohl von Sankt Georgen her – im bis über 1000 m steigenden Quellgebiet der „Schonach“ eine kleine Kirche.<sup>6</sup> Diese junge zur Diözese Konstanz gehörende Pfarrei im Hochschwarzwald war nicht nur durch den (in Anmerkung 6) genannten Kreuzzugsteuerbeitrag dem fernen Heiligen Land verpflichtet, viel mehr und tiefer ist sie – noch immer sichtbar – verbunden mit Jerusalem.

Schon das erste Gotteshaus in Schonach stand an hervorgehobenem Ort und doch nahe den damals wenigen Bauernhöfen des Dorfes: auf dem felsfesten Anfang eines Bergrückens. Um 1542 wurde an der selben Stelle eine größere, spätgotische Kirche erbaut; auch sie war, wie die meisten Kirchen des Abendlandes, geostet: der Altarraum, der Altar war genau zum Morgen ausgerichtet: zum Aufgang der Sonne. Als die zahlreicher gewordene Gemeinde 1748/49 anstatt des gotischen Kirchenschiffes ein größeres errichtete, das 1862/63 noch einmal verlängert werden musste, blieb der gotische Kirchturm stehen. Da anfangs des 20. Jahrhunderts Schonach – nach etwa achthundertjähriger Dorfgeschichte – auf mehr als 2500 Bewohner gewachsen war und die Kirche längst nicht mehr alle fassen konnte, riss man das Kirchenschiff erneut ab und baute in den Jahren 1912 bis 1915 die neubarocke, große-schöne Kirche; der denkmalgeschützte Turm musste aber stehen bleiben. Doch jetzt wurde die Kirche „gewestet“.

Weil der tiefe Symbolsinn der Kirchen-Ostung nicht mehr verstanden worden ist? Obwohl dieser reiche Sinn seit dem zweiten Jahrhundert eingewurzelt war im Glaubensbewusstsein.<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Das Heilige Grab zu Konstanz bildet nicht allein das leere Grab Christi nach, es wurde vielmehr etwa dreihundert Jahre später außen und innen mit zahlreichen Skulpturen versehen; diese stellen den Betrachtern und Betern grundlegende Geschehnisse der Erlösung vor Augen. Vgl. Siegfried Lauterwasser / Georg Poensgen, Das Heilige Grab zu Konstanz. Überlingen 1948.

<sup>6</sup> Der „Liber decimationis“ von 1275 ist das älteste erhaltene Dokument, in dem auch die Pfarrei Schonach aufgeführt ist. Das Zweite Konzil von Lyon von 1274 hatte einen neuen Kreuzzug beschlossen, zu dessen Finanzierung der Klerus auch des großen Bistums Konstanz sechs Jahre lang den Zehnten des Einkommens beizusteuern hatte. Der Pfarrer von Schonach hatte fünf mal soviel zu entrichten wie jener der ungefähr gleichalten benachbarten Pfarrei Schönwald. Die Pfarrei Schonach umfasste auch die Gebiete von Triberg, Nußbach und Niederwasser; Triberg wurde erst 1513 Pfarrei, Nußbach 1564, Niederwasser 1788/89; Schonach ist also deren Jahrhunderte ältere „Mutterpfarrei“.

Vgl. Klaus Nagel, Spuren des Mittelalters in der Region Triberg. Villingen 1996, Seite 25–27.

<sup>7</sup> Lexikon für Theologie und Kirche. Freiburg 1962, Bd. 7, Sp. 1293–95.

Dass die alten Pfarrkirchen von Schonach „orientiert“ waren, ihr Altar, die zu ihm hin versammelte Gemeinde genau nach Osten schauten, hatten sie mit sehr vielen Kirchen gemeinsam; ungewöhnlicher war es und gewiss nicht zufällig, dass – jedenfalls von 1542 an – in Schonach der Kirchturm sich erhoben hat genau über dem Altarraum, bis 1912. Mit dem Altar war hier, den Altarraum heraushebend, auch der weithin sichtbare Turm zur aufgehenden Sonne hin gebaut. Der Kirchturm war der Altarturm, der die bedeutungsvolle Kirchen-Ostung aufs höchste gesteigert zu erkennen gab.<sup>8</sup>

Die Gläubigen wussten: Jerusalem liegt fern im Osten; nie können wir zu den Heiligsten Stätten pilgern. Unsere Heimatpfarrkirche soll schon darum so gut wie möglich Jerusalem uns gegenwärtig machen.

Nicht gewöhnlich – zumindest – war es, dass die Sakristei bis 1912 in der Kirchenlängsachse an den geosteten Altarturm angefügt war: ganz im Osten. Vom Osten her kam so der Christus stellvertretende Priester zum Altarraum, zum Altar: um dort – der Gemeinde nach Osten hin vorstehend – mit ihr das Opfer der Messe zu feiern, „in persona Christi“; denn „derselbe bringt das Opfer jetzt dar durch den Dienst der Priester, der sich einst am Kreuz selbst dargebracht hat“.<sup>9</sup>

Von Osten, vom Ölberg her ist Christus feierlich eingezogen in Jerusalem und ist zum Tempel gegangen: „Die Leute aber, die vor ihm hergingen und die ihm folgten, riefen: Hosanna dem Sohn Davids! Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn. Hosanna in der Höhe!“ (Mt 21,9) In der gläubigen Erwartung, dass der Messias vom Sonnenaufgang zum Tempel kommen wird, hatten die Juden in der nach dem Jahr 19 v. Chr. auf 50 Meter Höhe und 50 Meter Breite vergrößerten Ostfassade das (einzige) Eingangstor des Tempels auf 20 Meter Höhe und 10 Meter Breite mitvergrößert; hier hätte ein Messias ihrer Vorstellung Einzug halten können mit aller Pracht und Macht.<sup>10</sup> Christus aber, der wahre „Gesalbte Gottes“, zog, demütig und friedfertig auf einem Esel sit-

<sup>8</sup> Im unteren Teil ist dieser Kirchturm quadratisch; vor seiner Erhöhung nach 1912 um sieben Meter glich er einem Wehrturm. Vom Ansatz des steilen-hohen Daches an ist er oktogonal emporgeführt. Das Quadrat, die Vier-Zahl gilt seit ältester Zeit als Symbol-Zahl der Erde und auch des Menschen: Vier Himmelsrichtungen, Elemente, Winde, Jahreszeiten; vier Lebensalter, vier Temperamente, die vier Kardinaltugenden. Das Acht-Zahl sinnbildet das gnadenhaft gottgewirkte ganz Neue, das mit der Auferstehung Christi endgültig begonnen hat und im Hineingetauftwerden „in Christus“ die neue, himmelwärtsführende Wirklichkeit wird für jeden Christen. Die Vier bedeutet im christlichen Verständnis das Geschaffensein, die Schöpfungsordnung; die Erlösungsordnung, das Erlöstsein wird symbolisiert durch die Acht. So ist auch dieser Dorfkirchturm seiner Gestalt nach ein christliches Sinnbild der Glaubenswirklichkeit, die etwa Thomas von Aquin († 1274) in den theologischen Grund-Satz gefasst hat: „Die Gnade baut auf der Natur auf und vollendet sie.“

<sup>9</sup> Mit diesem Satz des heiligen Augustinus († 430) stimmt der „Allgemeine Lehrer“ der Kirche, der heilige Thomas von Aquin († 1274) überein: „Christus ist der Quell allen Priestertums: der Priester des Gesetzes hat ihn vorgebildet, der Priester des Neuen Gesetzes aber wirkt an seiner Statt.“ (Summa theologica, III, 22,4) Vgl. auch die Glaubensaussage des Zweiten Vatikanischen Konzils: Über die heilige Liturgie, 7.

<sup>10</sup> Biblisch-Historisches Handwörterbuch. Göttingen 1966, Bd. 3, Sp. 1946f.

zend, in Jerusalem ein – vom Ölberg herab. So war er vorhergesagt: „Siehe, dein König kommt zu dir. Er ist gerecht und hilft; er ist demütig und reitet auf einem Esel“ (Sach 9,9). „Dann kommt plötzlich zu seinem Tempel der Herr, den ihr sucht, und der Bote des Bundes, den ihr herbeiwünscht.“ (Mal 3,1)

All dies war wohl vergegenwärtigt in dieser ganz geosteten Schwarzwald-dorfkirche: der geostete Altar unter dem hohen-breiten Chorturm mit der im Osten angefügten Sakristei.

Noch verstärkt wird die Orientierungsbedeutung dieser Pfarrkirche – auf dem Hintergrund der gerade im alten Bistum Konstanz lebendigen Bezogenheit zu Jerusalem, seinem Tempel und vor allem zu den dort geschehenen Christus-Ereignissen – durch zwei örtliche Gegebenheiten; diese sind gewiss allein zu verstehen, wenn man sie wieder in ihrer Bezogenheit zur Kirche und zueinander entdeckt.

Blickt man von der Kirche aus – jahrhundertlang eine geostete Chorturm-kirche<sup>11</sup> – genau nach Osten, ist ein Berghang zu sehen, der ‚jenseits‘ des nach A 4  
Triberg hinabführenden Schonachtales bis zu einer Höhe von über 900 m sich hinaufzieht. Dieser schmale-hohe, leicht dem Westen, der Kirche zugewandte Teil des im Norden vom Dorf sich hinziehenden Gebirgszuges heißt seit alters „Ölberg“.<sup>12</sup> Ganz gewiss nicht, weil hier jemals Olivenölbäume wuchsen. Doch warum dieser fremde Name im Hochschwarzwald?

Auf der anderen Seite des Schonachtales, wie der Ölberg etwa 1 km von der A 5  
Kirche entfernt, zieht sich ein kleines, tief eingeschnittenes Nebental hinab, das auf die Schonach stößt und die wüste Bezeichnung „Kuttlematten“ hat, ebenfalls seit alters. Ganz gewiss nicht, weil dort etwa Kadaver vergraben worden wären; zu weit ab vom Dorf liegt der Ort mit dem grausigen Namen. Gehören die beiden entgegengesetzten Teile „Ölberg“ – „Kuttlematten“ doch irgendwie zusammen? Der biblische Name „Ölberg – mons olivarum“ bringt auf die Deutespur.

Wie in Jerusalem der Ölberg genau im Osten liegt, vom Ort, wo der Tempel A 6  
stand, genau einen Sabbatweg, tausend Schritte, 1 km entfernt, so ist dieser „Ölberg“ im Schwarzwalddorf Schonach genau östlich der Kirche und ebensoweit entfernt von ihr; dort liegt das Kidrontal dazwischen, hier das Schon-

<sup>11</sup> In der Ortenau aber, die bis zur Errichtung des Erzbistums Freiburg zum Bistum Straßburg gehört hat, waren viele ältere Dorfkirchen sogenannte Chorturmkirchen. Vgl. Wolfgang Müller, Die Ortenau als Chorturm-landschaft. Bühl 1965.

<sup>12</sup> Wie alt diese Bezeichnung „Ölberg“ ist, lässt sich nicht feststellen. Die vom Feldmesser Johann Hien-erwadel etwa 1783 gefertigte älteste Karte der „Schonacher Vogtey“ zeigt zwar die Begrenzung der einzelnen Grundstücke, aber keine Lagenamen. Vgl. Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Stuttgart 1988, Blatt I 8.

achtal; wie vom Tempelplatz (mit 740 m) zur Ölberganhöhe (mit 809 m) ein Höhenunterschied von 70 m besteht, so besteht in Schonach etwa derselbe Höhenunterschied von der Kirche zum Ölberg.

Wesentlich tiefer als die Kirche – von ihr abgewandt, nicht einsehbar – liegen die „Kuttlematten“; der Ölberg steht frei und sonnig da, dieser Ort aber mit dem üblen Namen befindet sich in einem engen, schattigen „Loch“, in jenem abschüssigen Nebental, im Südosten der Kirche. Im Südosten von Jerusalem trifft das tiefe, wasserlose Hinnomtal auf das Kidronbachtal. Dort in der Nähe war der „Töpferacker“, von dem es in der Schrift (Mt 27,6f) heißt: „Die Hohenpriester nahmen die Silberstücke und sagten: Man darf das Geld nicht in den Tempelschatz tun; denn es klebt Blut daran. Und sie beschlossen, von dem Geld den Töpferacker zu kaufen als Begräbnisplatz für die Fremden. Deshalb heißt dieser Acker bis heute Blutacker.“ Und in der Apostelgeschichte (Apg 1,16–20) steht berichtet, wie Petrus vor der Nach-Wahl des Apostels Matthias das furchtbare Ende des Verräters gedeutet hat: „Judas wurde zum Anführer derer, die Jesus gefangen nahmen. Er wurde zu uns gezählt und hatte Anteil am gleichen Dienst. Mit dem Lohn für seine Untat kaufte er sich ein Grundstück. Dann aber stürzte er vornüber zu Boden, sein Leib barst auseinander, und alle Eingeweide fielen heraus. Das wurde allen Einwohnern von Jerusalem bekannt; deshalb nannten sie jenes Grundstück in ihrer Sprache Hakeldamach, das heißt Blutacker. Denn es steht im Buch der Psalmen: Sein Gehöft soll veröden, niemand soll darin wohnen! und: Sein Amt soll ein anderer erhalten!“

Vollends klar wird, dass jenem „Blutacker“ im Südosten von Jerusalem dieser Todesort „Kuttlematten“ im Südosten des Schwarzwalddorfes Schonach nachbenannt ist, wenn man etwa im Vorhallen-Tympanon des Freiburger A 7 Münsters die grausige Darstellung des erhängten Judas betrachtet: der Unterleib zerborsten, herunterhängend die Eingeweide, in der urwüchsigen Schwarzwäldersprache „d' Kuttle“.

Und im heimatlichen Dorf stimmen die Himmelsrichtungen, die Entfernungen und die Höhenunterschiede Kirche – Ölberg, Kirche – Kuttlematten, Ölberg – Kuttlematten mit all dem Entsprechenden im fernen Jerusalem überein.

Gewiss haben die gläubigen Schwarzwälder Vorfahren diese Ortsgegebenheiten noch tiefer, lebenbestimmend empfunden; nicht einfach als äußere, geschickt festgehaltene Übereinstimmungen topografischer Art mit Ursprungsstätten des Glaubens.

Seit dem sechsten Jahrhundert wird in jeder Messe vor der Wandlung<sup>13</sup> – dem sakramentalen Gegenwärtigwerden CHRISTI – das „Benedictus“ gebetet: „Hochgelobt sei der kommt im Namen des Herrn. Hosanna in der Höhe!“

<sup>13</sup> Josef Andreas Jungmann, *Missarum solemnia*. Wien 1949<sup>2</sup>, II, 165–167.

Dabei konnte schon immer der gläubige Blick ebenso sehr auf Vergangenes wie Zukünftiges sich richten. In *Erinnerung* an den Einzug Christi, als die Menge rief: „Hosanna dem Sohn Davids! Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn. Hosanna in der Höhe!“ (Mt 21,9) Und in *Erwartung* der Wiederkunft Christi; hat er doch selbst verheißen: „Von jetzt an werdet ihr mich nicht mehr sehen, bis ihr ruft: Gesegnet sei er, der kommt im Namen der Herr!“ (Mt 23,39) Vom Ölberg her war Christus in Jerusalem eingezogen, auf dem Ölberg ist er zum Himmel aufgefahren, „wurde er vor ihren Augen emporgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihn ihren Blicken“ (Apg 1,9); vom Ölberg her wird er in Herrlichkeit wiederkommen am Ende der Weltzeit zum Gericht. In diesem Glauben haben die Vorfahren jenen zwei ganz entgegengesetzten Orten jene Namen gegeben. Haben sie von ihrer Kirche aus den Blick zum „Ölberg“ hin gerichtet, konnten sie hoffen, bei der Ankunft des erhöhten Herrn werde er sie zu seiner Rechten stehen lassen: „Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid!“ (Mt 25,34) Ging ihr Blick aber in Richtung jenes abgründigen Ortes, dem sie – vom bösen Ende des Judas her – jenen wüsten Namen gegeben hatten, konnte sie höchste Sorge überkommen, am Ende hören zu müssen: „Weg von mir, ihr Verfluchten!“ (Mt 25,41)

Vor dem Einzug in das „Gelobte Land“ hatte Mose im Auftrag Gottes zum vorausgewählten Gottesvolk des Alten Bundes gesprochen: „Leben und Tod lege ich dir vor, Segen und Fluch. Wähle also das Leben!“ (Dtn 30,19) Wirklichkeit geworden ist diese Ankündigung im Leben Christi, im fernen Jerusalem: den einen zum Heil, anderen – Judas, dem „Anführer derer, die Jesus gefangennahmen“, voran – zum Unheil. Nachgebildet fanden die Vorfahren im heimatlichen Schwarzwaldorf den „mons olivarum“ und auch den „ager sanguinis“ und sie benannten diesen ihren Höhen-Ort des Lebens und auch diesen Abgrund-Ort des Todes jenen biblischen Orten nach. So hatten sie nahe bei sich, ihrer völlig geosteten Altarturmkirche zugeordnet, ihren „Ölberg“: A 8 den Ort der aufgehenden Sonne, CHRISTUS, vom letzten der alttestamentlichen Propheten (Maleachi 3,20) angekündigt als „die Sonne der Gerechtigkeit“.

### Ein Papst im Schwarzwaldorf

Wer hatte jene Bergbauern angeleitet, mitten im Schwarzwald all diese örtlichen Verbindungen mit dem für sie unerreichbaren Jerusalem zu sehen, solche biblischen Sinnbezüge gläubig und ihr Leben prägend zu erkennen? Pfarrseelorger in alter Zeit? Kundige Mönche der nahen Benediktinerabtei „Sankt Georgen“? Die im alten Bistum Konstanz lange schon lebendige Verbundenheit mit den heiligsten Ursprungstätten der Christenheit kann es allein nicht gewesen sein.

Es gibt heute noch zahlreiche – wiederzuentdeckende – Spuren, die eine Jahrhunderte währende geistige Ausstrahlung des Klosters „Sankt Georgen“ gerade zur nur zwei Stunden entfernten Pfarrei Schonach höchst wahrscheinlich machen.

Es fängt mit der Frage an: Wie kam – als Kirchenpatron – Papst Urban I. in das Hochschwarzwaldldorf Schonach? Römer von Geburt, war er von 222 bis 230 Papst und erlitt – nach einem legendarischen Bericht des 9. Jahrhunderts – den Martertod durch Enthauptung. Seine Reliquien gelangten 849 in die bei Straßburg gelegene Benediktinerinnen-Abtei Erstein, die von der Gemahlin des Kaisers Lothar I. gegründet worden war. Da der Urbanstag – 25. Mai – in die beginnende Rebenblüte fällt, wird seit dem 13. Jahrhundert Papst Urban I. als Winzerpatron verehrt; von Erstein aus verbreitete sich die Verehrung vor allem in süddeutschen Weinbaugenden. Heute noch wird die einst (missverständlich) „Urbansplag“ genannte Gicht als „Winzerkrankheit“ bezeichnet.<sup>14</sup> Nie und nimmer wachsen aber im kalten Hochschwarzwald Reben. Warum also wurde der Winzerpatron Kirchenpatron in Schonach? Oder war er schon Patron der dortigen ersten kleinen Kirche, die im 12. Jahrhundert erbaut worden ist – bevor also Urban vom Elsaß aus zum Patron der Winzer wurde?

Da bereits seit dem 6. Jahrhundert die geläufige Vorstellung bestand, dass zu jedem Altar eine Reliquie gehöre, war sicher schon im Altar jener ersten Kirche ein kleines „Reliquiengrab“ eingelassen. Mit einer winzigen Reliquie des heiligen Papstes und Martyrers Urban I., des Kirchenpatrons in diesem gerade erst entstandenen Dorf aus wenigen Bauernhöfen? Oder wurde erst die zweite, größere, spätgotische Altarturmkirche durch eine kostbare Urban-Altarreliquie und damit durch das Urban-Kirchenpatronat ausgezeichnet?

Nie hätte das abgelegene Bauerndörfchen die Papst-Reliquie erlangt, und es ist mehr bloß eine Vermutung, dass dies der nahen, einflussreichen Benediktiner-Abtei „Sankt Georgen“ gelang. Sankt Georgen hatte beste Verbindungen ins Elsaß hinüber<sup>15</sup>, gewiss auch zur Benediktinerinnen-Abtei Erstein. Da diese einst – gerade wegen ihrer Reliquien aus Rom – berühmte Reichsabtei nach dem Zerfall im Spätmittelalter aufgelöst und 1437 dem Straßburger Hochstift einverleibt worden ist, kann die Papst-Urban-Reliquie von dort über Sankt Georgen nach Schonach gekommen sein – kaum in die um 1542 neugebaute Kirche, sondern schon in das erste nach 1100 errichtete Dorfkirchlein.

<sup>14</sup> (Urban I.): Lexikon der christlichen Ikonographie. Freiburg 1976, Sp. 513–515. Lexikon für Theologie und Kirche. Freiburg 1965, Bd. 8, Sp. 541–542. (Erstein): Lexikon für Theologie und Kirche. Freiburg 1959, Bd. 3, Sp. 1052.

<sup>15</sup> Erich Stockburger, St. Georgen, Chronik des Klosters und der Stadt. St. Georgen 1972. Hier besonders: „Die Gründung des Benediktinerklosters St. Georgen im Schwarzwald“, Seite 12–19.



Solche glaubensmäßige, erlebbare Verbundenheit mit Jerusalem und Rom war – und ist – gewiss vielerorts im christlichen-katholischen Erdkreis zu finden; seit langem in eigener Art aber ausgeprägt gerade auch in der Schwarzwaldpfarrei Schonach.<sup>16</sup>

Auf dem Hochaltarbild der Pfarrkirche von Schonach ist Papst Urban I. als A 9 ihr Patron bedeutungsvoll dargestellt; aber auf dem untersten, letzten Platz. Auf dem Platz davor, vor dem Papst und Martyrer, stößt der Soldat und Martyrer Sankt Georg mit seiner Lanze den Teufel-Drachen nieder und weist mit dem Zeigefinger seiner Herzhand auf jene Kirche, deren Schiff dem 1748 neugebauten genau gleicht. Das – auch künstlerisch – wertvolle Altarbild wurde sehr wahrscheinlich zu jener Zeit von einem heute nicht mehr bekannten Meister für den alten Hochaltar geschaffen, nach 1912 in die neubarocke Kirche mitgenommen und an der Wand hinter dem gewesteten Hochaltar angebracht.<sup>17</sup> Warum ist hier der Soldat dem Papst vorgezogen, dazu noch obwohl Georg erst 303, also mehr als siebzig Jahre nach Urban I., als Martyrer starb? Der Bauernpatron, als der Sankt Georg – neben sehr vielen anderen seiner Patronate – auch verehrt wurde<sup>18</sup>, ist für die Schwarzwälder Bauern sicher nicht wichtiger gewesen als ihr Kirchenpatron. Zumal – über beiden – der Apostel Bartholomäus dargestellt ist; er gilt als Patron der Hirten, Landleute (und vieler handwerklicher Berufe).<sup>19</sup> Auf dem ersten Platz der unteren Altarbildhälfte richtet der jugendliche Apostel Johannes den Blick hinauf zur Mutter Maria, aufgenommen in den Himmel: in die Gemeinschaft des Dreieinen GOTTES.

Den Schwarzwaldbauersleuten – lesen und schreiben konnten sie nicht, im Glaubenswissen aber waren sie keine Analphabeten – wurde zugetraut, dieses ihr Altarbild beständig vor Augen zu haben. Bildhaft gibt es Gläubigen Einblick in die tiefsten Heilsgeschichte: Trinität – Inkarnation, Schöpfung und Erlösung der Welt.

<sup>16</sup> Wie stark die Verehrung der Heiligen Stätten in *Jerusalem* und in *Rom* das Frömmigkeitsleben bestimmt haben, zeigen das Beispiel des heiligen Konrad von Konstanz, der bei seinen Pilgerreisen ins Heilige Land auch nach Rom gepilgert ist, die Loretto-Kapellen in Konstanz und in Freiburg – nachgebaut dem Heiligen Haus von Nazareth, das 1295 Engel nach Loreto nicht weit von Rom getragen haben sollen und wo einer der berühmtesten Marienwallfahrtsorte entstand –, oder die einzigartigen, 1492 unter der Äbtissin des Klarissenklosters in Villingen, Ursula Haider, dort angebrachten steinernen Doppeltafeln: auf der einen ist ein Geschehnis der Heilsgeschichte, vor allem des Lebens Christi, genannt, auf der anderen eine (entsprechende) Kirche Roms – beides für die streng klausurierten Klarissen zum frommen Gedenken. Vgl. Renate Stegmaier-Breinlinger, „Die heiligen Stett Rom und Jerusalem“. In: Freiburger Diözesan-Archiv, 91. Band, 1971, Seite 176–201.

<sup>17</sup> Vermutlich wurde damals das Altarbild – in der Breite – ein wenig beschnitten; zu erkennen vor allem an den sehr harten Schnitten beim Engel mit dem Attribut des Kirchenpatrons, aber auch beim Heiligen Georg.

<sup>18</sup> Lexikon der christlichen Ikonographie. Freiburg 1974, Bd. 6, Sp. 374–76.

<sup>19</sup> Lexikon der christlichen Ikonographie. Freiburg 1973, Bd. 5, Sp. 323.

GOTT über allem. Als Zeichen für das göttliche Dreieinssein ist beim Haupt des VATERS ein lichtiges gleichseitiges Dreieck gezeigt. Dass GOTT „in unzugänglichem Licht wohnt“ (1 Tim 6,16), diese Lichtfülle dem Auge des Menschen schwarz-dunkel erscheint, ist in den dunkelfarbenen Gewändern des VATERS angedeutet. Er ist hier – anders als der Prophet Daniel (7,9) in einer Nachtvision „den Hochbetagten“ geschaut hat, doch dem Sinn nach gleich – jung gezeigt: als Vater gesehen, der aber nicht altert, sondern Derselbe, der Lebendige ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Unverständige deuten schnell, der Schöpfer halte die große Weltallkugel unachtsam-nachlässig; in Wirklichkeit trägt er das All in göttlicher Allmacht und gibt dem kleinen Engel – Stellvertreter der höchsten Geschöpfe – Anteil an seiner Allsorge für die erlösungsbedürftige Welt: dass sie nicht in den Abgrund fällt. Wie er die Welt mit der Herzhand sorgsam hält, so liebevoll hält er die Krone über dem Haupt der Ersterlösten: Maria, die Mutter seines Mensch gewordenen SOHNES.

In vielen anderen Bildern krönt der VATER und der SOHN gemeinsam Maria. Hier übergibt ihr – wie GOTT-VATER die Krone – GOTT-SOHN liebevoll das Zepter. Dass er, erhöht in die himmlische Herrlichkeit, Mensch geblieben ist, ersieht man an seinen Wundmalen: in Ewigkeit ist er der Sohn Mariens.

Das Verklärtsein seiner menschlichen Natur macht das übergroße-lichte Manteltuch erkenntlich, das seinen Leib umgibt, umschwebt; zugleich sinnbildet dies: Er ist der „treue Zeuge, der uns liebt und von unseren Sünden erlöst hat durch sein Blut“ (Offb 1,5). Verdeckt er mit seiner Rechten das Herzwundmal, den höchsten Erweis seiner gott-menschlichen Liebe? Doch der hochgestreckte Daumen an der Segenshand, der nach alter christlicher Symbolik als „pollex, der Starke“ GOTT-VATER sinnbildet, und der ausgestreckte Zeigefinger, der „demonstratorius“ – Sinnbild des SOHNES, weist zum Urquell der Liebe hin: „Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat“ (Joh 3,16). „Die Gnade und die Wahrheit kamen durch Jesus Christus. Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht.“ (Joh 1,17f) Der „Demonstratorius“ hat das Herzgeheimnis des christlichen Glaubens offenbart: „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,8).

Wie in den synoptischen Evangelien die Herabkunft des HEILIGEN GEISTES auf Jesus nach der Taufe durch den Täufer mit dem Niederschweben einer Taube verglichen ist, so wird in der christlichen Kunst der GOTT-GEIST meist durch die Taube-Symbolgestalt dargestellt. Unsichtbar, ist ER die Liebe des VATERS zum SOHN und die Liebe des SOHNES zum VATER. Die Goldrandung jenes Dreiecksymbols zeigt es an: der VATER und der SOHN

und der HEILIGE Geist sind eines Wesens.<sup>20</sup> Und, vom VATER und vom SOHN gesandt, „ist die Liebe ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist“ (Röm 5,5).

All das ist gläubig zu erspüren im etwa zweihundertfünfzig Jahre alten Schonacher Hochaltarbild: der GEIST GOTTES schwebt über allem, in allen waltet der DREIEINE GOTT, der Himmel ist offen bis zur Schwarzwälder Dorfkirche hinab.

Generationen haben in gläubigem Aufblick zu diesem Altarbild der „Gottesmutter“ – wie Maria seit frühchristlicher Zeit unter diesem einzigartigen, ehrenvollsten Namen in der ganzen Kirche gepriesen wird, da sie dem SOHN GOTTES den menschlichen Leib hat bereiten dürfen – dem Schutz ihrer himmlischen Patronin sich anvertraut.<sup>21</sup> Auch wenn sie ihr Altarbild meist nicht von Nahem sahen und Einzelheiten schwer erkennen konnten, das Entscheidende vermochten sie zu verstehen, zu empfinden: Sie ist allen gegeben als Mutter.

In die Herrlichkeit des DREIEINEN GOTTES aufgenommen, schaut sie auf zum SOHN, zu Jesus, den sie geboren hat. Gesicht und Hals und Hände: sind sie so hell, zum Zeichen des himmlischen Verklärteins? Geben sie, mit dem langen-gelösten Haar, ihr wunderbares Jungfrau-und-Muttersein zu ersehen, ihr immerwährendes GOTT-Hingeweihtsein? Wohl all dies Geheimnisvolle.

Das Lilien-Symbol mit den beiden voll geöffneten Blüten hält sie mit zarter Hand zu Jesus hin, so wie der SOHN das Zepter der Mutter hinhält. Im alttestamentlichen Hohelied (2,1-2) schon ist die Liebe überschwänglich besungen, wird der Bräutigam *und* die Braut wohlduftende Lilie genannt. In dem christlich erfüllten Verständnis jenes ganzen Liebe-Mysteriumgesanges wird das Symbol der Lilie auf CHRISTUS übertragen; und diese Sicht bereits aus der Kirchenväterzeit lässt sich so zusammenfassen: „Er, das ewige Wort, kam auf diese Erde und bekleidete sich mit einer Menschennatur, die frei war von jedem Makel, der Lilie gleich. Während seines irdischen Lebens war die Lilie gleichsam geschlossen und öffnete ihren Kelch zu strahlendem Glanz erst in der Auferstehung und Himmelfahrt. Seither leuchtet das Gold der Gottheit den

<sup>20</sup> Cassiodor († um 583): „In auro Divinitas figuratur: quia sicut aurum caetera metalla antecellit et pretiosius est, ita Divinitas suis omnibus operibus ineffabili modo praecellit.“ PL 70,1087.

<sup>21</sup> Die Gemeinde Schonach, bis nach dem Zweiten Weltkrieg fast identisch mit der Pfarrgemeinde, zeigt in ihrem Siegel: Das Christus-Kind, getragen von seiner gekrönten Mutter Maria. (In allen solchen Bildern ist CHRISTUS dargestellt in „Beziehungsgröße“.)

Sogar in der – gerade auch in Schonach – schlimmen NS-Zeit: als erster Geistlicher in der Erzdiözese Freiburg wurde am 25. Mai 1933, am Fest des Kirchenpatrons St. Urban, Pfarrer Thoma von ‚Pfarrangehörigen‘ in brauner Uniform verhaftet – hat man es nicht gewagt, diese Darstellung des Gemeinde-Siegels fallen zu lassen.

himmlischen Scharen. und ihr geistlicher Duft verströmt sich in unsere Welt.“<sup>22</sup> Die zweite Lilien-Blüte sinnbildet, jenes alttestamentliche Lilien-Doppelbild neutestamentlich verdeutlichend, „die Magd des Herrn“: ihr ganzes sündenloses Leben hat sie GOTT hingegeben, „voll der Gnade“ ist die Mutter mit ihrem Sohn unlösbar ineins, wie auf Erden, so im Himmel vollendet.

Diese im biblischen Lilie-Symbol schön gezeigte Wirklichkeit ist weiter erhellt im Symbol ihres Kleides aus Silberbrokat. Nahe neben dem Goldbrokatmantel GOTT-VATERS, öffnet sich der tiefe Sinn des Gold-Silber-Symbols. Wie – schon in uralten Kulturen Mesopotamiens – die Goldfarbe in Beziehung gebracht ist mit der Sonne, so die Silberfarbe mit dem Mond.<sup>23</sup>

Gemäß der christlichen Gold-Symbolik kennzeichnet hier der Goldbrokat den VATER als Ursprung der GOTT-Natur, die den drei göttlichen Personen gemeinsam ist – die Goldumrandung jenes Licht-Dreiecks zeigt es an. Die hellen Gold-Strahlen aus dem Haupt des SOHNES, „der Abglanz seiner Herrlichkeit und Ausprägung seines Wesens ist“ (Hebr 1,3), weisen CHRISTUS aus als „die Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal 3,20); bereits bei der Verklärung auf dem Tabor „erstrahlte sein Gesicht wie die Sonne“ (Mt 17,2): Er ist der goldstrahlende SOL, die Mutter Maria ist die silberstrahlende Luna. Ein weiteres Gleichnis des einzigartigen Ineinsseins von JESUS-und-Maria.

Bestärkt wird diese lunare Deutung des Silberbrokatgewandes durch den Sternen-Licht-Kranz um Mariens Haupt: ein apokalyptisches-lichtvolles Zeichen, in der Offenbarung des Johannes geschaut. „Dann erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt. Sie war schwanger... Ein anderes Zeichen erschien am Himmel: ein Drache, groß und feuerrot.“ (Offb 12) Die Frau, die das Messias-Kind geboren hat, wird vor der Todeswut des Drachens in Sicherheit gebracht. „Da geriet der Drache in Zorn über die Frau, und er ging fort, um Krieg zu führen mit ihren übrigen Nachkommen, die den Geboten Gottes gehorchen und an dem Zeugnis für Jesus festhalten.“

Im Licht dieser Offenbarungsworte wird ersichtbar, warum der Meister des Altarbildes den Leib der himmlischen Mutter Maria derart überproportional groß gestaltet hat, so dass der Fuß hinabreicht bis zum untersten Rand der Wolken; meisterlich hat er zugleich den mütterlichen Schoß bedeckt mit dem quer davorliegenden, schön gebauschten tiefblauen Manteltuch – seine Azurfarbe ist gesättigt wie keine sonst im ganzen Bild. Wie schon Cassiodor († um 583) überliefert hat (PL 70,1087), wird durch einen Gegenstand „aerii coloris“

<sup>22</sup> Dorothea Forstner und Renate Becker, Neues Lexikon christlicher Symbole. Innsbruck – Wien 1991, Seite 279.

<sup>23</sup> Manfred Lurker, Wörterbuch biblischer Bilder und Symbole. München 1973, Seite 340–341.

nichts anderes als „*spes et desiderium coeleste*“ versinnbildet. Die groß geschaute Frau ist die Mutter aller Glaubenden-Hoffenden, seitdem vom Kreuz herab der Retter der Welt seine Mutter als Vermächtnis der äußersten Liebe für alle hingegeben hat: „Frau, sieh, dein Sohn“ (Joh 19,26). Hinter dem schützenden Mantel birgt die Mutter alle Kinder-im-Geist, „die übrigen Nachkommen“, die GOTTES Weisung wahren und das Zeugnis Jesu festhalten: voll Hoffnung.

Von den Kirchenvätern an bis heute versteht umfassende geistliche Auslegung das himmlisch große „Zeichen“ der apokalyptischen sternengebückten Frau im vollen Sinn dreifach: Diese Frau sinnbildet das vorhererwählte *Gottesvolk Israel – Maria aus Nazaret*, die als Einzelne die Mutter des Messias ist – die *Mutter Kirche* mit all ihren Kindern-im-Geist. „Das alte Gottesvolk, die Mutter Gottes und die Kirche bilden zusammen eine einzige Realität, nicht in einer Gleichzeitigkeit, sondern in einem Prozeß, worin die Fruchtbarkeit Israels sich in Maria sammelt und übersteigt, und die neue Fruchtbarkeit Marias sich in die Mütterlichkeit der Kirche hinein entfaltet.“<sup>24</sup>

Aus wahrhaft verständiger Glaubensüberlieferung zeigt dieses Altarbild Maria: die Mutter CHRISTI und – als Urgestalt der Kirche – die Mutter der Christen.

Jetzt wird vollends klar, was die ganze Zuwendung CHRISTI zur Mutter und das Hinblicken der Mutter zu CHRISTUS bedeuten. Ihr wird alles zuteil von IHM her, wie die Luna vom SOL alles Licht empfängt. Und was im sichtbaren Teil des Sonne-und-Mondsymbols wahrzunehmen ist: dass Sonne und Mond nicht für sich geschaffen sind – steht doch in der Schrift: „Gott setzte die Lichter an das Himmelsgewölbe, damit sie über die Erde hin leuchten“ (Gen 1,17) –, ist im unsichtbaren-geistlichen Symbol-Teil gläubig als wahr und wirklich zu erkennen: die Mutter empfängt alles nicht für sich allein, sondern um es weiterzuschicken all ihren Kindern: um „über die Erde hin zu leuchten“. Wie der SOL, so die Luna. Die Rechte des Erlösers der Welt, die sein Herzwundmal umfasst, öffnet in ihrer ganzen sinnbildlichen Gestalt den Blick der Glaubenden für das Mysterium „Gott ist Liebe“: Vom mittleren Finger an, der den HEILIGEN GEIST sinnbildet, weist die Hand hin zur Mutter aller, damit sie die Liebe des DREIEINEN GOTTES hinableite zu den Kindern-im-Geist, die Kirche auf der umwölkten Erde. Ihretwegen blickt sie, das Angesicht voll Liebe und Ernst, zu ihrem Sohn auf, fürbittend für alle.

Weil dem Seher von Patmos zuteil geworden war, das „große Zeichen am Himmel“ zu schauen, ist er auch hier dargestellt: der Apostel Johannes. Als der „Jünger, den Jesus liebte“ (Joh 19,26), ist er ganz umhüllt mit dem leuchtend-

<sup>24</sup> Hans Urs von Balthasar, *Die Apokalypse*. In: „Ja, ich komme bald“. Freiburg 1985, Seite 126.

roten Mantel. Und zudem ist er angetan mit einem grünen Leibgewand: grün ist auch die Farbe der „Auserwählten, die ,grünen wie ein Ölbaum‘; grün ist oft die Gewandfarbe des Evangelisten Johannes.“<sup>25</sup>

Die Herzhand ruht auf dem Herzen, sein jugendliches Antlitz ist hochgehoben zur Mutter: ihm als Erstem, alle Glaubenden stellvertretend, vom Kreuz herab hingeschickt: „Sieh, deine Mutter!“ (Joh 19,27) Mit der rechten Hand aber zeigt er nicht zu ihr hinauf: nahe ist unsere Mutter euch allen – noch auf dem steilen und oft steinigen Heimweg; das bedeutet sein Hinweisgestus. Wie sie im Himmel anbetend und fürbittend niederkniet, so ist sie hilfreich bei euch: am erdfarbenen Fuß ganz unten ist dies zu ersehen.

Ungewöhnlich ist der Adler dargestellt als Symbol, das – seit Hieronymus († 420) – dem Evangelium nach Johannes und dem Evangelisten selbst zugeordnet ist. „Johannes“, so preist ihn Thomas von Aquin, „schwingt sich wie der Adler, hinaus über die Nebel menschlicher Unkraft und blickt, aufschauend mit dem standhaften Auge seines Herzens, in das Licht der unwandelbaren Wahrheit.“<sup>26</sup> Sein himmelhohes Symbol ist hier aber – auf der Erde fast – konfrontiert mit der Schlange: Kopf gegen Kopf. *Erinnert* ist gewiss an die in der Abdiaslegende des 6. Jahrhunderts festgehaltene Überlieferung, wonach der Apostel Johannes, vom heidnischen Oberpriester Abdias aufgefordert, den ihm gereichten vergifteten Wein getrunken hat – im Vertrauen auf die Verheißung Christi (Mk 16,17f): „...wenn sie Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden.“<sup>27</sup> Doch da hier nicht einfach ein Trinkbecher gezeigt ist, sondern ein Messkelch, aus dem die Teufel-Schlange herauszischelt gegen den Johannes-Adler, kommt eine *akute* tödliche Gefährdung des Glaubens in Sicht.

Zur Zeit, als dieses Altargemälde geschaffen wurde, überherrschte die ‚Aufklärung‘ das Denken, das Leben weithin. Stolz hatten neuzeitliche Menschen das Haupt erhoben und versuchten, sich zu befreien vom überkommenen Offenbarungsglauben des ‚finsternen Mittelalters‘. Tausend Jahre lang war das Geistesleben geprägt gewesen vom Urgedanken, den Boethius († 5225) genial ins Wort gefasst hatte: „Verknüpfe, soviel du vermagst, den Glauben und die Vernunft – Fidem, si poteris, rationemque coniunge.“<sup>28</sup> Das Band, das gottgegeben Glaube und Vernunft verbindet, wurde in jener ganz und gar naturalistischen Weltanschauung verneint, zerschnitten. Radikal rationalistisches Denken ließ keinen Platz für das Mysterium des Dreieinen GOTTES, der sich

<sup>25</sup> Lurker aaO., Seite 109.

<sup>26</sup> Thomas von Aquin, Einleitung zum Johanneskommentar. Zitiert in: Thomas von Aquin, Das WORT. Verdeutscht von Josef Pieper. München 1955, S.11.

<sup>27</sup> Die Abdiaslegende ist zusammengefasst in: Adolph Franz, Die kirchlichen Benedictionen im Mittelalter. Freiburg 1909, Band I, Seite 298–299.

<sup>28</sup> In das weltgeschichtlich folgenreiche geistige Ringen des Mittelalters, dieses Prinzip zu verwirklichen, gibt der Philosoph Josef Pieper tiefen Einblick in seinem Buch: Scholastik · Gestalten und Probleme der mittelalterlichen Philosophie. München 1960.

geoffenbart hat – endgültig im SOHN. Solcher Menschenwahn bedrohte den Glauben zuinnerst und wuchs sich aus, als in der Französischen Revolution – in einer verteufelten Verhöhnung – auf den Altar von Notre Dame in Paris eine nackte Dirne hocherhoben wurde: als „Göttin der Vernunft“. Johannes aber blickt adlergleich „in das Licht der unwandelbaren Wahrheit“ und widersteht mit dem Wort Christi: Der Teufel „steht nicht in der Wahrheit – er ist der Vater der Lüge“ (Joh 8,44). Und dem Menschenhochmut jeder Zeit entgegnet er standhaft als Zeuge der Wahrheit: „Wer ist der Lügner, wenn nicht der, der leugnet, daß Jesus der Christus ist? Das ist der Antichrist: wer den Vater und den Sohn leugnet.“ (1 Joh 2,22)

Bedurfte die Darstellung des Apostels und Evangelisten und Sehers Johannes einiger Erhellungen, so ist sogleich klar, warum gerade der Apostel Bartholomäus auf dem Altarbild dieser Schwarzwalddorfpfarrei gezeigt ist. Wird er doch verehrt als Schutzheiliger der Landleute, besonders der Hirten. Und damals lebten fast alle Schonacher von Viehwirtschaft. Kennentlich ist Bartholomäus, der wohl selbst Bauer gewesen war, an dem Schindmesser. Er soll, einem alten Passionsbericht nach, vor der Enthauptung geschunden, enthäutet worden sein – wie die Kreuzigung grausamste persische Tötungsart. Seine Augen sind steil emporgerichtet – zu GOTT, dem Vater. Wird dadurch angedeutet, dass Natanael („von Gott gegeben“) – wie Bartholomäus („Sohn des Furchenziehers“) im Johannesevangelium (2,45-51) genannt ist – wohl zu den „Anawim“, den „Armen, Frommen, Verachteten im Land“ gehört hat? Bei seiner ersten Berufung sprach Jesus zu ihm: „Schon bevor dich Philippus rief, habe ich dich unter dem Feigenbaum gesehen.“ Nach rabbinischer Redeweise bedeutete „unter dem Feigenbaum sitzen“: im Verborgenen, den Blicken der Menschen entzogen, glaubensbereit hören auf Gottes Wort: eingeborgen in den Heiligen Schriften. Ist in diesem entrückten Aufblick angedeutet, wie Natanael-Bartholomäus, vom Glauben des Alten Bundes an den einen GOTT herkommend, vollends durch die Auferstehung Jesu hingeführt wurde zur vollen Glaubenserkenntnis: ein GOTT, VATER-SOHN-HEILIGER GEIST, höchster Glaubenseinblick in das Mysterium des Dreieinen GOTTES – das der Apostel bezeugt hat mit seinem Leben?

Von seiner rechten Schulter sieht man das Manteltuch herabgleiten, was aber hält er mit der anderen Hand? Es ist tatsächlich all seine – ihm im Martyrium entsetzlich abgezogene – Haut. Michelangelo hat im grandiosen Weltgerichtsgemälde der Sixtina dies grausige Martyriumzeichen versehen mit seinem eigenen arg geplagten Angesicht, doch hier hängt die geschundene Haut der Linken des Blutzeugen selbst herab. Am oberen Ende des Marterzeichens ist ein kleines ‚nacktes‘ Tier gezeigt, ein geschorenes Lamm wohl. Der drastische Hinweis, warum jene Bergbauern und Viehhirten gerade den heiligen Bartho-

lomäus verehrten und anriefen in Not.<sup>29</sup> In den Spätsommer, um das Fest dieses Hirtenpatrons am 24. August, fiel die Schafschur. Noch 1913 war die Verehrung des Apostels Bartholomäus im Bewusstsein: am 24. August hat die feierliche Grundsteinlegung zum Neubau des Kirchenschiffs stattgefunden.

Doch nicht in diesem handfesten, der Lebensnotdurft geltenden Sinn allein hat der Meister des Schonacher Altarbildes den Schutzheiligen zur Verehrung vor Augen gestellt; sein vollendet glaubender Aufblick zu GOTT vor allem gibt zu ersehen, dass der einfache „Sohn des Furchenziehers“ zur Erkenntnis des ganzen GOTT-Mysteriums gerufen worden ist. Allen demütig Glaubenden zum Vorbild.

Da es nicht gut möglich war, das auffällig behelmte Haupt des heiligen Georg durch einen Heiligenschein auszuzeichnen – wie die beiden Heiligen auf der anderen Bildseite –, ist auch beim Apostel Johannes dieses Heiligkeitzeichen weggelassen. Wiewohl Georg Soldat war, woran vielleicht Helm und Brustpanzer erinnern, dass er mit der Lanze aber den Teufel-Drachen niederstößt und, ihm mit bloßem Knie aufkniend, den Bösen niederhält, zeigt doch den tieferen, biblischen Sinn seiner Waffen und seines sieghaften Kampfes: „Werdet stark durch die Kraft und die Macht des Herrn! Zieht die Rüstung Gottes an, damit ihr den listigen Anschlägen des Teufels widerstehen könnt ... Zieht als Panzer die Gerechtigkeit an ... Nehmt den Helm des Heils!“ (Eph 6,10-18) Dass er im Martyrium dem Bösen widerstanden hat bis aufs Blut (vgl. Hebr 12,4), lässt sein roter Mantel erkennen. Auch er richtet seinen Blick unverwandt hinauf zur sternengebückten Frau: „ein großes Zeichen am Himmel“, das schon Johannes geschaut hat (Offb 12). Das schlimme Gegen-Zeichen, der Drache, der gegen die Mutter des Messias den feuerroten Rachen aufreißt und zu jeder Zeit neu „ihre übrigen Nachkommen“ bekriegt, windet sich unter Sankt Georg – ganz unten. Schlange und Drache bezeichnen beide den einen Widersacher des Heils, sind aber nicht einfach eine Zeichendoppelung. Die arglistige Schlange (Gen 3,1) ist Übelbild des Teufels: „Vater der Lüge“ (Joh 8,44), der gewalttätige Drache ist Übelbild des Teufels: „Mörder von Anfang an“ (Joh 8,44). Adlerartig widersteht Johannes dem schlangenartigen Lügen-Geist als Zeuge der Wahrheit in der Kraft des Wortes GOTTES; durch „die Macht des Herrn“, die Unmacht zu sein scheint, überwindet Georg als Blutzeuge den, der von Adams Ursünde her die Todesgewalt innegehabt hatte (Hebr 2,14-15).<sup>30</sup>

<sup>29</sup> Wenn Viehseuchen etwa, oder extreme Trockenheit die Existenzgrundlage dieser ohnehin kärglich lebenden Bergbauersleute bedrohten, herrschte Hungersnot; so noch mehrmals im 19. Jahrhundert. Damals entstanden die Gelöbnisse, den ersten Sonntag im Juli und August als „Betsonntage“ zu begehen; bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hielten die Nachkommen das einst Gelobte.

<sup>30</sup> Die Teufel-Taktik ist zweifach: Verwirrung und Verfolgung; selbstmächtige aufgeklärte Vernunft losgelöst vom finsternen Glauben, unverschleiert wütendes Vernichten der Glaubenstreuen; beides symbolisiert durch die Teufel-Schlange und den Teufel-Drachen.



Sankt Georg ist zwar unzähligmal dargestellt, doch gibt es einen besonderen Grund, warum er auf dem Schonacher Altarbild gezeigt ist? Schon sein Zeigegestus der Herzhand hin zum damals neugebauten Schiff der Kirche von Schonach lässt dies annehmen. Nicht damit die Teufel-Schlange und der Teufel-Drache auf derselben – immer vom Bild her gesehen – zuerst kommenden rechten Seite gezeigt werden konnte, ist der entscheidende Grund, warum der Soldat Georg *vor* dem Papst Urban gezeigt ist, sondern ihre zeitliche Beziehung zur Pfarrkirche von Schonach: beide weisen zu ihr hin. Zuerst wurde von der nahen Benediktinerabtei Sankt Georgen diese Kirche (und das dazugehörige Dorf) gegründet – und danach eine Reliquie dieses Papstes aus der elsässischen Benediktinerabtei Erstein besorgt, wodurch Urban I. zum Kirchenpatron der Pfarrgemeinde Schonach geworden ist. Die höchst ungewöhnliche Bekleidung des Papstes Urban bestärkt diese Erklärung noch. Der goldbrokatne Chor-Mantel zusammen mit dem Weintraubenattribut und dem Heiligenschein kennzeichnen den heiligen Urban I. eindeutig, was aber trägt er darunter? Die Form des weißen Kragens und – mehr noch – das dunkle Skapulier: ein vorne und hinten lang und schmal in der Mitte herunterhängendes Gewandstück – sind Kennzeichen eines Benediktiners.<sup>31</sup> Und ist das ein typischer Römerkopf? Der Kopf eines Benediktinermönches, mit kurz geschorenem Haar, die abgewandte Tonsur – ersatzweise – angedeutet an der Schläfe? Um Papst Urban I. nicht anachronistisch als Benediktiner erscheinen zu lassen, schimmert durch das Skapulier das Weiß des Chorrockes hindurch; vom Knie an ist die weiße Papstsoutane gezeigt. So ist die benediktinische Herkunft aus Erstein und die benediktinische Vermittlung der Papst-Urban-Reliquie und das Papst-Urban-Kirchenpatronat mitten im Hochschwarzwald mit den stummen und doch klaren Mitteln des Malens sichtbar gemacht vom unbekanntem kundigen Meister. In solchem Sinn ist Sankt Georg nicht dem *Rang* nach, sondern in der *zeitlichen* Abfolge *vor* dem Kirchenpatron Sankt Urban. Zuerst die Benediktinerabtei Sankt Georgen – dann, davonher die Pfarrei Sankt Urban in Schonach.

Das Gesicht des Pfarreipatrons ist emporgerichtet zu CHRISTUS, dessen Stellvertreter Papst Urban zu seiner Zeit war. Den Segen des Dreieinigen GOTTES ruft er herab, beide leeren menschlichen Hände zum priesterlichen Segensgestus erhebend, um den Segen des VATERS und des SOHNES und des HEILIGEN GEISTES mit vollen Händen auszugießen über diese Kirchengemeinde. Der vierte Finger an der rechten Hand zeigt, herausgehoben, zudem an, woher der Segen stammt: dieser Finger sinnbildet in alter christlicher Symbolik die allen drei göttlichen Personen gemeinsame eine göttliche Natur; zu-

A 10

<sup>31</sup> Auf einigen der Abtbilder der ehemaligen Benediktinerabtei Sankt Peter im Schwarzwald ist dieses benediktinische Skapulier-Kennzeichen besonders deutlich zu sehen.

sammen mit dem kleinen, letzten Finger in die Handfläche der Segenshand eingebogen, sinnbilden beide die Einung der göttlichen und der menschlichen Natur im Mensch gewordenen SOHN.

Gestalt und Lage des Kreuzstabes regen an zu genauem Sehen. Wiewohl der Engel, der das Urban-Weintrauben-Attribut hält, den Stab mit dem Kreuz ins Bild hereinstreckt, ein zusätzliches Attribut, das Urban als Papst kenntlich machen soll, ist diese Kreuzform nicht; das sogenannte päpstliche Kreuz hat – seit dem Spätmittelalter – drei Querbalken. Was aussieht wie ein Kreuz mit zwei Querbalken, hat eine andere, ältere, tiefere Bedeutung. In Wirklichkeit ist es ein zwei-eines Kreuz. Als 320 das Kreuz Christi in Jerusalem aufgefunden worden war und Kaiser Konstantin dort die Kreuz- und die Auferstehungskirche – verbunden durch einen Hof – hatte erbauen lassen, hat er auch eine große Kreuz-Reliquie nach Konstantinopel gebracht. Von dort kam diese 1241 – als Geschenk an König Ludwig, den Heiligen – nach Paris. In der Zeit Konstantins hatte man aus dem Holz des Kreuzes Christi, kostbarstes Heiltum, größere und kleinere Teile zusammengesetzt: ähnlich wie jene Jerusalemer Kreuz- und Auferstehungskirche miteinander vereint, zu einem zwei-einen Kreuz. Der untere Teil hat die Form eines T, zum Zeichen des Kreuzestodes Christi; daraus hinaufwachsend der obere Teil, ebenfalls in Kreuz-Form, das Zeichen der Auferstehung Christi. Diese zwei-eine Kreuzgestalt war nachgebildet worden dem Wort Christi selbst: „Und ich, wenn ich über die Erde erhöht bin, werde alle zu mir ziehen“ (Joh 12,32). „Erhöht“ am Kreuz und „erhöht“ in der Auferstehung-Himmelfahrt. Sinnbild für beide untrennbar vereinten Heilsgeschehnisse ist diese Gestalt des Kreuzes: das Jerusalemische Kreuz.<sup>32</sup>

Als Sieg-Zeichen wurde der Kreuz-Stab in frühchristlicher Zeit übernommen vom griechisch-römischen „Wendezeichen – tropaion, tropaeum“ her: ein Stamm wurde an eben jener Stelle vom Sieger aufgerichtet, wo der Feind sich zur Flucht hat wenden müssen; gekennzeichnet war der hohe Stamm mit erbeuteten Waffen. Auf der Tropaion-Stange, dem Kreuz-Stab, ist die Waffe angebracht, mit der die Feinde den Retter der Welt zu vernichten wähten. Christus jedoch hat, da er sein Leben zum Heil der Welt in absolut freier Vollmacht am Kreuz hingegeben und in der Auferstehung wieder genommen (vgl. Joh 10,18) und so den alten „Inhaber der Todesgewalt, den Teufel“ (Hebr 2,14) entwaffnet hatte, dadurch das Todes-Zeichen in das wahre Lebens-Zeichen gewandelt: das Kreuz, hoch auf dem Stab. Herabgeneigt ist hier der goldene Kreuzstab vom erhöhten CHRISTUS her, und – über den Kirchenpatron – ist das Heilszeichen ausgerichtet hin zu dieser Dorfkirche.

<sup>32</sup> Lexikon für Theologie und Kirche. Freiburg 1961, Bd. 6, Sp. 605–615. Emil Spath, Isenheim: Der Kern des Altar-Retabels · Die Antoniterkirche. Freiburg 1997. Band I, Seite 501–506.

Das Kirchenschiff gleicht genau dem 1748/49 neugebauten, jener spätgotische Kirchturm aber ist vom Meister des Altarbildes höher gemalt, entschieden ragt er schon im quadratischen Teil über das Kirchenschiffdach hinaus. Hat der Kirchenmaler den Kirchturm so gestaltet, damit er ihn als Glockenturm zeigen konnte – mit je drei Schallöffnungen auf allen vier Seiten, auch nach Westen hin, über dem Kirchenschiffdach? Vier mal drei gleich zwölf: wollte er zu sehen geben, dass der Schall der Glocken in alle Himmelsrichtungen hinausgeht? Steht doch in der Schrift: „Ins All der Erde zog aus ihr Schall, an die Enden der bewohnten Welt ihre Worte“ (Röm 10,18). Die Apostel, die Zwölf, sind somit sinnbildlich dargestellt: als die vom Auferstandenen selbst ausgesandten „Zeugen seiner Auferstehung“ (Apg 1,22) – „bis an das Ende der Erde“ (Apg 1,8). So sind die zwölf Apostel auch schon am „Heiligen Grab“ der alten Konstanzer Bischofskirche gezeigt: als die Ur-Zeugen des von den Toten auferstandenen CHRISTUS; und diese heilbringende Botschaft von Tod-und-Auferstehung, jederzeit und allerorten verkündet, ist durch das zwei-eine Jerusalem-Kreuz im Schonacher Altarbild zu ‚sehen‘, wie sie von diesem gemalten Glockenturm her zu ‚hören‘ ist. Beides vom selben theologisch tief sinnenden Meister Glaubenden zu vernahmen gegeben. A 1

Wer hat dieses Altarbild für diese Dorfkirche geschaffen? Von wem ist er derart theologisch beraten worden? War er selber so tiefgehend gebildet im Glaubenswissen, und zugleich orts- und geschichtskundig? Vielleicht war der unbekannte Meister Mönch der Benediktinerabtei Sankt Georgen.<sup>33</sup> Konnten die Schwarzwaldbauersleute – einfach, ohne Schulbildung wie sie waren – dieses ihr Altarbild überhaupt verstehen? Ausschöpfen in allen theologischen tief sinnigen Feinheiten konnten jene sicher das schöne Bild über dem Altar ihrer Kirche nicht; aber die zentrale Glaubensbotschaft haben die Vorfahren im Glauben gewiss vernommen – im betenden Aufblicken zum Altar mit seinem Bild. Wie der Meister im Gestalten des ganzen Altarbildes geprägt war von Worten der Heiligen Schrift, so zeigte er sich insgesamt geleitet vom Jubelruf CHRISTI (Mt 11,25): „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast.“

<sup>33</sup> Einer der letzten Benediktiner des Klosters Sankt Georgen – von 1648 bis 1806 in Villingen –, Johann Baptist Schönstein, verfasste 1824 die „Kurze Geschichte des ehemaligen Benediktiner-Stiftes St. Georgen auf dem Schwarzwalde“. Darin berichtet er zum Beispiel: „Auf den verdienstvollen Abt Hieronymus, der den 11 Herbstmonat 1757 starb, folgte der eben so würdige Abt Zölestin von Ochsenhausen in Schwaben (1757 – 78), ein strenger Beobachter, und ein Muster der klösterlichen Ordnung; großer Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften. – Er schaffte in der Kirche eine silbermännische Orgel, in dem Thurme ein von zehn Glocken harmonisches Geläute an.“ Zuvor ist von den dortigen Freveltaten durch Beamte des protestantisch gewordenen Herzogs von Württemberg im Jahr 1536 berichtet: „Der Tabernakel wurde aufgesprengt, die heiligen Hostien auf die Erde ausgeschüttet.“ Teuflicher Anfang der Zerstörung des bedeutenden Klosters Sankt Georgen.

Fotos: S. Lauterwasser A 1. Pfarrarchiv Schonach A 2.

R. Warda / Badenia A 3, A 9, A 10. Münsterbauverein Freiburg A 7. E. Spath A 8.

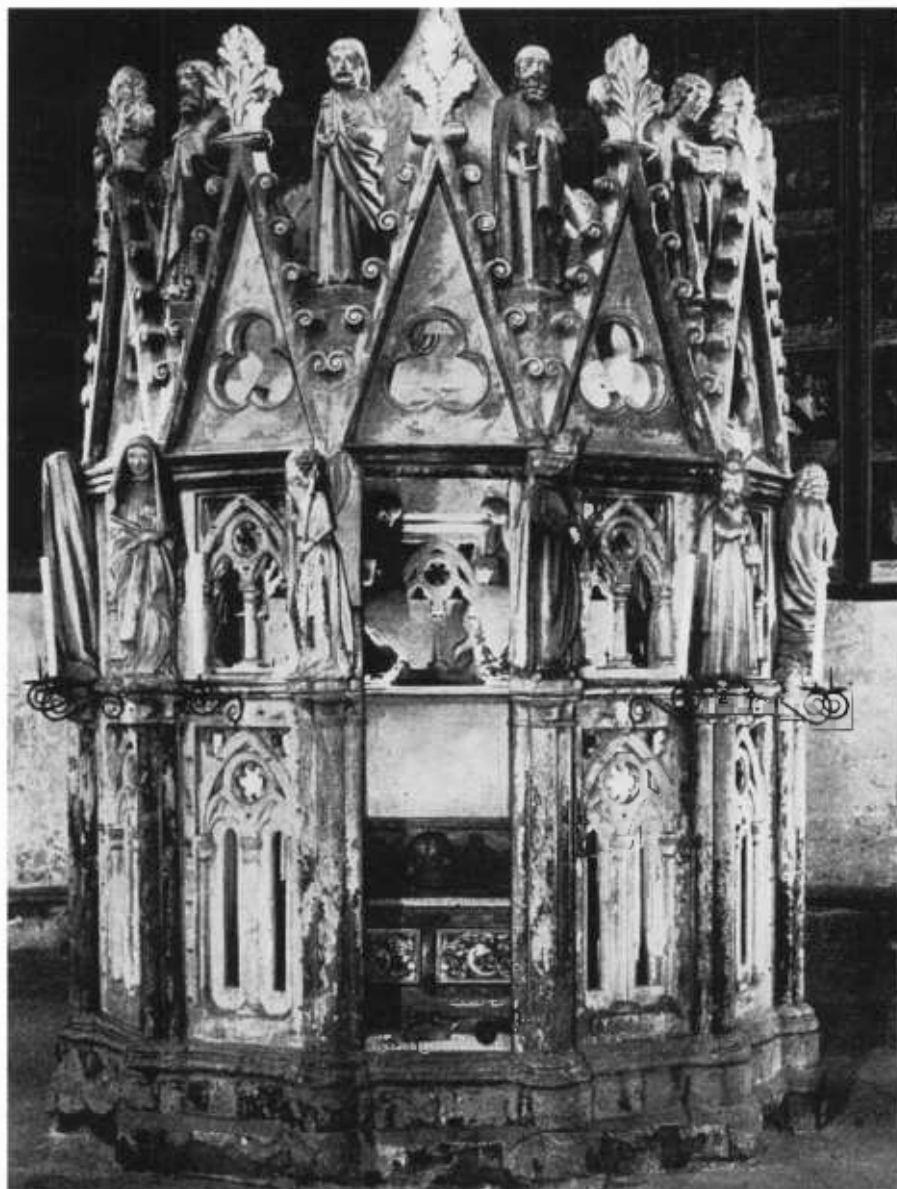


Abb. 1 „Das Heilige Grab“ in Konstanz, das Bischof Konrad († 975) dem Grab Christi – in der damaligen Form der Grabanlage – hat nachbilden lassen. Die von Kaiser Konstantin 326–334 über dem leeren Grab Christi errichtete Kirche hieß ursprünglich nicht Grabes-, sondern die Auferstehungskirche.



Abb. 2 Schonachs alte, geostete Kirche vor 1912



Abb. 3 Schonachs neue gewestete Kirche, erbaut 1912 – 1915



View of village from hillside, showing church and winding road.

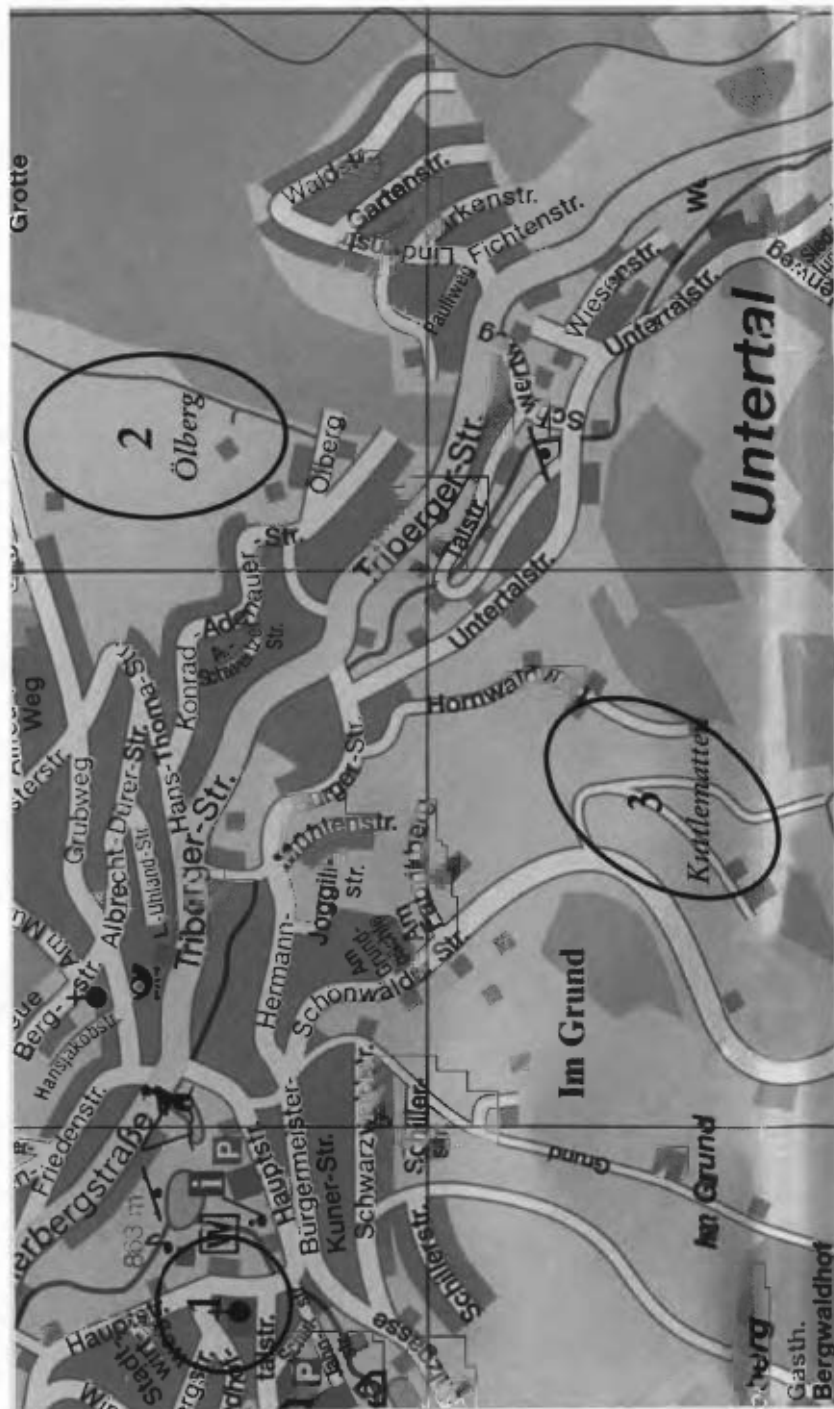


Abb. 5 Karte von Schönmach: 1 = Kirche, 2 = Ölberg, 3 = Kutlematten





Abb. 6 Jerusalem, Luftaufnahme: 1 = Tempelplatz, 2 = Ölberg Höhe, 3 = Blutacker



Abb. 7  
Freiburger Münster, Tympanon des Hauptportals: Tod des Judas



Abb. 8 Schonach: Blick vom Ölberg zur Kirche



Abb. 9 Hochaltarbild der Kirche von Schonach



Abb. 10 Detail des Hochaltarbildes



Abb. 11 König Ludwig, der Heilige, hält den Gläubigen in Paris die große Reliquie des Kreuzes Christi zur Verehrung hin; 1241 hat er diese Reliquie von Konstantinopel her erhalten